

(Nachdruck verboten.)

17

Verloren.

Eine Leidensgeschichte aus dem Volke.

Von Robert Schweichel.

Als die durch den Winter unterbrochenen Bauten wieder ihren Anfang nahmen, dachte Gottlieb den ganzen Morgen an den Augenblick, wann ihm Marie das Essen bringen würde. Bei dem ersten Glockenschlag der Mittagsstunde legte er die Kelle aus der Hand und stieg, den Kopf über die Schulter werfend, strahlenden Antlitzes vom Gerüste. Er fand Marie bereits seiner wartend. Sie war ohne Frage die hübscheste unter den Frauen und das Kleine auf ihrem Arm, es war ein Mädchen, machte sie noch hübscher. So lange er sein Handwerk trieb, noch nie hatte es ihm so gut geschmeckt, und er blickte oft von seiner Schüssel mit heiterem Stolz auf die kleine Frau und den Säugling. Von Zeit zu Zeit ließ er den Löffel ruhen, um das kleine Geschöpf zu bewegen, ein freundliches Mäulchen zu machen. Dabei benahm er sich so ungeschicklich vorsichtig, als ob das Kindchen von Glas wäre. Und wie er lachte, wenn er seinen Zweck erreichte und das Kleine das Mäulchen in die Breite zog! Marie schaute dabei mit dem Blicke tiefster Liebe auf den Vater, der in dem Galle des Säuglings schon das Wort Papa zu vernehmen glaubte. Ja, wer noch hatte einen solchen Säugling aufzuweisen?

Die anderen Arbeiter, welche mit Gottlieb bei demselben Bau beschäftigt waren, und ihre Frauen oder Töchter schielten fleißig nach dem jungen Paar hinüber, das sich mit seinem Glück so gut wie möglich hinter einem Haufen Ziegelsteine versteckt hatte. Sie alle sahen Marie neugierig nach, als sie sich vom Bauplatz entfernte.

„Seht ihr nur nach, seht ihr nur nach!“ murmelte Gottlieb selbstzufrieden, indem er sich seine kurze Pfeife anzündete. „Sie ist es schon wert, die Marie und das Kind, daß Ihr ihnen nachguckt.“

Das Gefühl, welches ihm diese Worte eingab, berriet sich auch später noch bei der Arbeit in dem Schwung, mit dem er den Mörtel aufwarf und die Ziegel festklopfte. Es schien, als ob er Gefallen an dem Klang seines Hammers fände. Die Freude an seinem Handwerk war wieder erwacht. Er arbeitete rasch fort und mancher Schlag mit der Kelle an die Kalkmulde, die neben ihm stand, mahnte die Handlanger und Lehrburschen, ihn nicht auf Mörtel und Steine warten zu lassen.

„Aber kurios ist es doch,“ murmelte er, als er eine Pause machte, um seine Arbeit zu betrachten, „daß keiner während des Essens wie sonst ein Wort zu mir gesprochen hat.“

„Unsinn!“ murmelte er und warf den Kopf auf. „Sonst war auch niemand bei mir.“

Er arbeitete wacker fort, fast mit Eile, als könnte er den Feierabend dadurch rascher herbeiführen, der ihn wieder nach Hause in seine trauliche Stube zu Marie und dem Kinde brachte.

„Jetzt hab ich's, wie ich's wollte,“ sagte er daheim nach dem Abendessen, während ihm Marie strickend gegenüber saß und zuweilen mit der Fußspitze die Wiege in Bewegung setzte, in der ihr Kind lag. „Was der Mensch rechtschaffen will, das muß ihm doch endlich werden,“ fuhr er fort, und erzählte, wie er es sich, als er noch an der Brücke von Rothenburg gearbeitet, oft ausgedenkt habe, wie hübsch es sein würde, wenn erst Marie zu ihm auf die Baustelle käme. Marie blickte ihn freundlich an, und er berichtete, wie ihr die Leute nachgeschaut hätten, als sie heute weggegangen sei. Er lachte stolz. Marie senkte den Blick und wurde glühend rot.

Er stuzte und lachte nicht mehr. Es schoß ihm durch den Kopf, daß die Leute seiner Marie aus anderen Gründen als aus Vergnügen an ihrer hübschen Erscheinung nachgeschaut haben könnten. Sie wußten ja, daß er und die Marie keine Trauringe gewechselt hatten.

Er irrte darin. Es war nur Neugierde gewesen. Die Leute, und besonders die Männer nahmen keinen Anstoß an seinem Verhältnis zu Marie. Sie fanden es unter den obwaltenden Umständen natürlich und billigten es. Auch wurden Marie und ihr hübsches Kind bald die Lieblinge aller, mit denen Rebrina bei demselben Bau beschäftigt war.

Mein der mißtrauische Gedanke, der plötzlich in ihm aufgestiegen war, scheuchte ihn aus der Sicherheit auf, in die er sich bisher gewiegt hatte. Er hatte das Bewußtsein, daß er sich in einem Ausnahmezustand befand und zuweilen durchschauerte ihn ein unheimliches Gefühl wie die Vorahnung eines Unglücks. Um so inniger umfaßte er Weib und Kind. Um so tiefer fühlte er, daß er von ihnen nie wieder lassen könnte, daß sie eins seien mit seinem Leben. Jene Schauer überkamen ihn indessen nur, wenn er fern von Marie war. Daheim genoß er mit voller Seele sein Glück. Und Marie schien glücklich wie er. Wie froh und zärtlich ihr Liebes Gesicht stets aufleuchtete, wann er abends von der Arbeit nach Hause kam!

Eines Nachmittags hörte Marie lebhaftes Peitschenknallen und Musik vom Rothenburger Tor her die Gasse heraufschallen. Neugierig öffnete sie das Fenster. Es war ein Hochzeitszug. Voran ritten die Hochzeitsbitter mit mächtigen Blumensträußen an der Brust und den Hüften, von denen bunte Seidenbänder herabflatterten. Auch das Riemenzeug ihrer Pferde war mit bunten Bauschleifen geziert. Dann kamen die Musikanten, Klarinette, Trompete und Geige lustig ertönen lassend. Der Wagen des Brautpaares war mit vier kräftigen Braunen bespannt, die unter der knallenden Peitsche des jungen Burschen, der sie lenkte, munter tänzelten. Eine lange Reihe zweispänniger Wagen mit den Eltern der Brautleute und den Gästen folgte. Das Pflaster der Straße dröhnte und die Häuser zitterten unter den Hufen der Pferde und den rollenden Rädern.

Der bunte, fröhliche Zug bewegte sich rasch dem Markte zu. In allen Häusern flogen die Fenster auf und schauten neugierige Menschen heraus. Marie sah aber schon lange nichts mehr. Es flimmerte ihr vor den Augen und sie hörte nichts mehr von dem lustigen Peitschenknallen, der Musik, dem Geräusch der Räder.

Die Brautleute waren Regine Petermann und der Fried aus Bäumlersdorf. Ja, der reiche Fried führte Regine, die hochmütig unter ihrer Brautkrone nach den Leuten an den Fenstern schaute, zum Altar.

War es wirklich so gewesen, oder hatte es Marie nur geschienen, daß Regine zu ihr heraufgesehen hatte? Der armen Marie war das Herz wie zugeschnürt. Sie trat von dem Fenster zurück an die Wiege des Kindes. Sie schaute daselbe an und dann kniete sie daneben nieder. Tränen begannen ihre Augen zu füllen und heftig schluchzend drückte sie den Kopf gegen das Gestell des Bettchens. In Strömen flossen die Tränen, die sonst nur vereinzelt dann und wann ihre Wimpern netzten, wenn sie allein zu Hause ihr Verhältnis zu Gottlieb und die Zukunft überdachte. Als Gottlieb an diesem Abend heimkehrte, zwang sich Marie vergebens, ihn wie gewöhnlich zu empfangen. Ihre Augen waren rot vom Weinen. Gottlieb bemerkte es und fragte, sie aber schob die Ursache auf den Rauch, der ihr beim Kochen in die Augen gekommen sei. Sie machte sich eifrig an dem Kaminsfeuer zu schaffen. Er trat zu ihr und fragte, ob sie den Hochzeitszug gesehen habe? Sie nickte nur stumm, denn die Tränen quollen wieder herauf und netzten ihre Wangen.

Gottlieb wandte sich ab und trat an das nächste Fenster. Er verstand Mariens Tränen. Marie legte endlich ihre Hand leise auf seinen Arm und flüsterte: „Gottlieb, ich bin ja ganz glücklich!“

Er drückte sie mit einem Kopfschütteln an seine Brust. „Gewiß! gewiß!“ schluchzte sie.

„Gott verzeih's denen, die daran schuld sind,“ ächzte er, indem er sich niederbengte und ihr Haar mit seinen Lippen berührte.

Er wußte jetzt auch, warum ihn Marie den ganzen Winter über veranlaßt hatte, an den Sonntagnachmittagen mit ihr die Kirche zu besuchen.

Es war für ihn eine schmerzliche Entdeckung, daß Marie fort und fort der Segen der Kirche zu ihrem Glück gefehlt hatte. Sie hatte nie geklagt, nie mit einem Wort darauf hingewiesen, hatte sich immer ganz zufrieden und heiter gezeigt, so daß er auf diese Entdeckung nicht vorbereitet war.

Noch mit Tränen an den Wimpern blickte sie nach einer Weile innig lächelnd zu ihm auf. Dann wischte sie die Tränen fort und ihr Wesen war wieder, als sei nichts vorgefallen.

als sei sie wirklich ganz glücklich, wie sie versicherte. Nur sprach sie leiser als gewöhnlich und in dem Klang ihrer Stimme war ein tieferer Ton der Liebe.

Gottlieb bewunderte in der Stille ihren Mut. Er flößte ihm Achtung ein. Aber er hatte schwer an der Entdeckung zu tragen. Auch er dachte viel darüber nach, was denn für eine besondere Kraft in den Worten stecken könne, die der Prediger bei der Trauung ablese. Wenn wirklich das Glück von ihnen abhing, wie kam es denn, daß er und Marie so einträchtig miteinander lebten, während es unter den meisten Eheleuten, die er kannte, des Haders und Streitens so viel gab?

Eines Mittags brachte ihm Marie die Nachricht auf die Poststelle, daß der Amtsbote dagewesen sei und sie zum folgenden Morgen auf das Amt bestellt habe.

„Gott, was gibts denn?“ fragte Gottlieb erschrocken. „Du hast ja nichts getan.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Orakel.

In einer der kühlen, engen Straßen von Como liegt der Laden des Antiquitätenhändlers Dubia Domingo. Dieser ist ein kleiner, schwarzer Italiener, mit verbindlichen Manieren und einem nie versiegenden Konversations Talent. Er spricht nicht nur mit dem Mund, sondern auch mit den Augen, den Händen und bisweilen sogar mit dem ganzen Körper. Aber am meisten sprudelt es unter dem schwarzen Schnurrbart hervor und am lebhaftesten bewegt seine gelben, dünnen Finger, wenn er von dem großen Schatz seiner Antiquitätenhandlung, seinem „oraklo“, spricht. Dann gerät er vollständig ins Feuer. Ins Feuer der Begeisterung über die Schönheit des Stückes und ins Feuer der Wut gegen diejenigen Gelehrten, welche den lösslichen Fund des Dubia Domingo zwar für eine wunderschöne griechische Bildhauerarbeit, aber für oraklo halten. „Ha“, sagt der gelbe, kleine Mann. „Questi asini!“ Diese Esel! Und er spuckt zum Zeichen der Verachtung vor sich mangelhafter Gelehrsamkeit aus. Zum Troste zitiert er gleich darauf die Namen aller Gelehrten, welche das Marmorbild für ein wirkliches Orakel halten.

Während aller dieser leidenschaftlichen Reden steht das Orakel, an einen Labentisch gelehnt, in steinerner Ruhe da. Es ist eine schwere, rechteckige Marmorplatte so hoch, daß Dubia Domingo gerade seinen wagerecht ausgestreckten Arm darauf legen kann, in welcher Pose er sich beim Reden zur Abwechslung sehr gefällt. Die ganze Oberfläche der Platte wird von einem Hochrelief eingenommen, das den Kopf einer Gottheit darstellt. Halb Zeus, halb Faun, scheint das Götterantlitz mit offenem Munde zu sprechen. Die Höhlung des Mundes ist ganz durch die dicke Marmorplatte hindurchgemeißelt, desgleichen die weiten Hörgänge der Ohren. Es liegt etwas von der wissenden Stille des Waldes und von der tiefen Weisheit der Natur selbst auf dem starren Antlitz. Heilig und würdig ist der Zug um den sprechenden Mund mit dem wallenden Bart; aber in den feinen Falten um die tiefliegenden Augen spielt ein ironisches Lächeln. Man überhört die Reden des Signore Domingo, der immer wieder von vorne anfängt, und siefst nur, daß dieses Orakel, anstatt Antworten zu geben, Rätsel aufgibt. Immer wieder statt neuer Antworten neue Fragen. Ist das nicht die ewige Natur selbst? Und der Künstler, der aus dem weißen Gestein dieses derbsinnliche und doch zugleich unsagbar tief-sinnige, unergründliche Göttergesicht herausgemeißelt hat, muß er nicht selber ein tief-sinnender Mensch gewesen sein und ein Freund einsamer Spaziergänge durch die Wälder und Haine mit ihrem ewigen Flüstern?

Da spricht der Antiquitätenhändler gerade von dem Fundort des oraklo. In Lenno, einem kleinen Dorf am Comersee, wurde es mit einigen griechischen Säulen zusammen im See gefunden und hatte dann, unerkannt in seinem Wert, jahrelang hinten im Hofe gestanden. Ueberhaupt sei in Lenno viel zu sehen. Ueberreste von griechischen und römischen Tempeln seien dort und Plinius der jüngere, auf den die Comersee sehr stolz sind, weil er aus der Stadt gebürtig ist, habe dort eine Villa gehabt.

Am anderen Tage war ich in Lenno. Hier ist noch das Paradies der Trimezza, wo sich der See in drei Arme teilt und über weißschimmernden Palästen und duftenden Gärten der blaue Himmel wölbt. Es ist nur ein Tor zum Paradies, in das man hineinsieht. Dort Bellagio, das wie eine Märcheninsel aus den Fluten steigt, dort Tremozzo mit seinen von Rosen umrankten Palmen und seinen von Olghnien eingesponnenen Landhäusern. Lenno liegt bescheiden in einer kleinen Bucht an kastanienbewaldeten Hügel. Draußen vor dem Dorf steht eine kleine Herberge, das Ristorante Plinio, in dessen kühlem, steingepflastertem Zimmer man träumen und zurücktauchen kann in die schlafende Vergangenheit, die über diesen Ufern lebt. Dort saß ich in den Fluten der Zeit durch die Jahrhunderte zurück, bis ich nicht einmal mehr die

treuschende Stimme der Wirtin hörte, die in der Küche mit ihrer Schwiegermutter fortwährende Wortgefechte hatte. Die Heinen, frohen Häuser von Lenno verschwanden und auf einmal stand an der kleinen Bucht unter hohenypressen ein weißer Marmortempel. Es ist ums Jahr 200 vor Christus und aus dem heiligen Gaim kommt gerade eine Jungfrau von drüben aus den griechischen Kolonien. Sie geht dem Tempel zu, steigt die Stufen hinan und steht plötzlich voller Ehrfurcht vor dem oraklo des Signore Domingo, das jetzt in einer Wand der inneren Säulenhalle eingemauert ist. Schüchtern naht sich das Mädchen in den weißen, wallenden Kleidern dem sie starr anlächelnden Götterantlitz. Sie wirft die Münzen, die sie in der Hand getragen, in den offenen Mund und spricht in das Ohr eine zitternde, leise Frage. Aber die Frage ist laut genug, um von dem unten in einer unterirdischen Marmorkammer sitzenden Priester, dem das Geld durch einen vom Mund des Orakels zu ihm hinabführenden Kanal schon in die Hand gerutscht ist, verstanden zu werden. Er überzählt rasch das Honorar. Es ist reichlich und die Antwort darf daher nicht ungünstig sein. Er legt die Hände hohl an den Mund und ruft hinauf: Wenn die Feigen wieder schwellen und die Tauben girren, dann wird der Wein sein, den du liebst. — Wie eine tiefe Stimme aus der Ewigkeit kommt die schaurig-süße Antwort aus dem unbeweglichen Mund des Orakels. Mit einem hüpfenden Herzen unter dem jungen Busen lehrt das Mädchen heim, glückselig.

Das Rad der Zeit dreht sich. Die Römer kommen. Cäsar schickt seine im gallischen Kriege marode gewordenen Offiziere nach Lenno. Am Ufer sitzend und spielend heilen sie ihre Wunden. Kleine, niedliche Kurtisanen gehen vorüber. Drüben aus seiner Villa sieht Plinius heraus, der gerade an einem Liebesgedicht gearbeitet hat. Im Tempel ersetzen römische Priester die griechischen, und anstatt der jungen Griechinnen kommen junge Römerinnen. Sonst ist alles daselbe.

Und wieder steigen neue Jahrhunderte auf. Die Christen sind über die See gefahren, zerschlagen die heidnischen Tempel und werfen den schönen Sündenkrempel in die See. In die unterirdischen Schwindelkammern malen sie in byzantinisch steifer Linienführung den heiligen Johannes den Täufer und Jesus. Neben dem niedergerissenen Heidentempel bauen sie eine achtstige Taufkapelle, ein Baptisterium, durch deren enge Fenster das Licht der Sonne kaum hereinscheint und dessen schwere Steinmassen alles Leben zu erdrücken scheinen. Aber das Leben bleibt doch. Die Mädchen haben zwar kein Orakel mehr, aber im Geheimen befragen sie die blühenden Blumen und die schießenden Sterne und kommen auch so immer auf ihre Rechnung. Es ist daselbe.

Wieder rollen neue Jahrhunderte heran und die Vergangenheit speit mich wieder aus in die Gegenwart. Drunten in der Küche treischt die Wirtin, bis ich die Flucht ergreife. Anstatt in Büchern suche ich Zeugnis aus lebendigem Mund. Mein Wirt, der früher Maurer in Zürich war, und sein Schweizerdentuch meinem Italienisch vorzieht, sagt mir auf Befragen, weshalb er sein Ristorante auf den Namen Plinio getauft: „O, hie alles heißt Plinio. Ich so ein paganischer Professor giu viel hie umenand greift! Ich scho lang her! Mindestens hundert Johr!“ —

Der Mann schien mangelhafte Kenntnisse zu haben und keine zuverlässige Quelle zu sein. Da ging ich zum Pfarrer. Der war ein alter Herr mit einem mageren, pfliffigen Gesicht. Er holte ein paar gewaltige Schlüssel und ging mit mir in die Kirche. Dort hob er eine eiserne Falltür auf und zeigte mir in den kalten, unterirdischen Krypten den lebendigen Kalender der Jahrhunderte an den feuchten Steinwänden. Den Kanal von Hohlziegeln, der zum Munde des Orakels führte, die römischen Inschriften, die byzantinischen Wandgemälde, das Baptisterium und zum Schluß seine katholische Kirche, die über all dem griechisch-römisch-christlichen Schutt gebaut ist und auch einst Schutt sein wird.

Der Pfarrer war ein sehr unterrichteter Kustode, der gut wußte, daß er Beschlicher der Heiligthümer von zwei Jahrtausenden war. Als ich ihm für seine Klasse zu Erhaltung der Krypten einen kleinen Beitrag gab, sagte er mit einem sanften Lächeln, das verriet, wie glücklich er war, nicht mehr in heidnischen Zeiten mit ihrem Aberglauben leben zu müssen: „Die Zeiten der Orakel sind vorüber.“

Da kamen junge Mädchen zur Kirche herein. Der Pfarrer bedeutete mir, daß er unendlich bedauere, mich jetzt allein lassen zu müssen, da die Pflicht ihn rufe. In der Ecke der Kirche stand im Rokoko Stil ein aller, brauner Kasten mit kleinen Vorhängen, ein Beichtstuhl. Da ging der Pfarrer hinein, nachdem er sich zuvor in der Sakristei ein weißes Chorhemd und eine violette Stola umgehängt hatte. Die Mädchen mit ihren braunen Gesichtern und ihrem schwarzen Haargelock knieten mit gesenktem Kopfe in den Bänken. Lange regte sich keine. Da hustete es energisch im Beichtstuhl. Endlich stand eine auf und kniete an das kleine Gitter im Beichtstuhl, an das der Pfarrer sein Ohr gelegt hatte. Zehn Minuten lang hörte man ein Wischeln und Flüstern. Es klang wie eine Strafpredigt. Und dann kam das Mädchen mit einem frohen Gesicht und einem erleichterten Herzen aus dem alten Kasten heraus und kniete sich in eine Bank nebenan. Aber ihr Kopf war nicht mehr gesenkt; und jetzt erst sah ich, wie schön sie war.

Auf der Rückreise von Lenno besuchte ich noch einmal den Signore Dubia Domingo. Das Orakel lächelte mich mit seinem

Gesicht voll unergründlichen Wissens an und aus seinem Munde kam die Frage:

„Ist es nicht immer noch dasselbe?“ —
Ich brauchte nicht zu antworten. Das Orakel wußte, daß es so war. Zum Glück hatte der Signor Dubia Domingo die Frage nicht gehört. Denn wenn er wußte, daß sein Orakel auch jetzt noch sprechen kann, würde er noch viel mehr als lumpige 100 000 Lire dafür verlangen. — Anton Fendrich.

Die Bedeutung der Polar-Expeditionen.

In letzter Zeit ist recht viel die Rede von den Polarexpeditionen und fast stets dreht sich die Frage darum, ob der tollkühne Polarforscher sein Ziel, den Pol, erreichen werde. Nach dergleichen Unterhaltungen zu folgern, läge die ganze Bedeutung der Polarexpeditionen lediglich in der Erreichung der „natürlich nicht wahrnehmbaren mathematisch-astronomischen Punkte, jenen Spielzeugen der Herren Geographen, die man Pole nennt“. Von etwas anderem hört man kaum. Man macht sich da allgemein eben eine ganz falsche Vorstellung von den Aufgaben einer wissenschaftlichen Polarforschung. Gewiß gibt es Polarfahrer, die als höchstes und wohl gar einziges Ziel die Erreichung des Poles sich denken, allein das sind Sportfregate, mit denen die Wissenschaft nichts gemein hat. Glücklicherweise spielt das Sportinteresse bei der Polarforschung nur eine untergeordnete Rolle. Und selbst da, wo als eigentliches Ziel der Expedition die Erreichung des Poles hingestellt wurde, sind Aufgaben gelöst worden, die ein höchwichtiges allgemeines Interesse erheischen. Der eigentliche ideale Zweck der Polarforschung liegt in der Aufdeckung von bisher Unbekanntem.

Immer ist der Zweck der Polarreisen freilich kein so idealer gewesen. Ein Blick in die Geschichte der Polarforschung zeigt uns, daß auch hier, wie bei den Entdeckungsfahrten vergangener Jahrhunderte fast stets, als Triebfeder oft, um nicht zu sagen immer, recht materielle Motive gewaltet haben. Die Gier nach Schätzen und Reichtümern, die Sucht nach Ruhm und Ehre hat ungezählte Schiffe in die Polarmeere wie in die Meere fremder Länder überhaupt geleitet. Das ist erst anders geworden, als die Ära der wissenschaftlichen Polarforschung begann, und seit dieser Zeit hat sich auch die Erkenntnis allgemein Bahn brechen können, daß die wirtschaftlichen Interessen bei der Polarforschung gegenüber den idealen zurücktreten müssen.

Etliche wirtschaftliche Interessen finden allerdings auch heute noch eine gewisse Förderung durch die Polarexpeditionen. Der Gedanke freilich, durch die Polarforschung bessere Handelswege zu schaffen, für den Verkehr eine „nordwestliche“ und eine „nordöstliche“ Durchfahrt zu gewinnen, ist endgültig aufgegeben. Die Durchfahrten sind „entdeckt“, aber sie sind ohne Belang für die Handelschiffahrt. Dagegen lockt die Fülle von allerlei Nutztieren, welche in den polaren Gebieten vorhanden sind. Seefischerei, Walfisch- und Walroßfang, sowie Robbenschlach haben ansehnliche Erträge geschaffen; und da im hohen Norden die Reichtümer dieser Art zusammengeschmolzen sind, gilt es, in der Antarktis neue Jagdgründe ausfindig zu machen. Die letzten Südpolarexpeditionen werden nach dieser Richtung hin nicht ganz ohne Erfolg gewesen sein. Die zahlreichen Robben und Pinguine der Südsee werden gewiß halb zu Handelswerten werden. Auch die Ausbeute des Erdinnern vereinzelter Polargebiete mag über kurz oder lang in die Sphäre wirtschaftlicher Interessen hineingezogen werden. Damit dürften aber die materiellen Güter, zu welchen die Polarexpeditionen zu helfen vermögen, so ziemlich erschöpft sein. Wesentlich höher sind hiergegen die idealen Güter anzurechnen, die es in den polaren Gegenden noch zu holen gibt. Wenn wir die Wissenschaften, soweit sie bei der Polarforschung in Betracht kommen, ins Auge fassen, dann werden wir inne, daß die Bedeutung der Polarexpeditionen recht vielseitige Gestalt annimmt. Verfolgen wir einmal die Aufgaben, die es hier zu erledigen gibt. Zunächst die geographischen. Da gilt es, unsere Karten von den polaren Gebieten zu verbessern und zu vervollständigen; denn da „oben“ ist noch manches weiß auf der Landkarte, und weit größer ist der weiße Fleck da „unten“, um der Südpol herum. Fast jede Polarexpedition trägt zur Lösung dieser Aufgabe bei. Der Glaube an einen mächtigen arktischen Kontinent ist zerstört worden, seit die Nordküste Grönlands in ihrer ganzen Ausdehnung verfolgt wurde. Manzens süßne Schlittenfahrt hat ihr wesentliches Teil zur Untergrabung dieses Glaubens beigetragen; und mehr noch: sie hat auch den Gedanken an ein feichtes Polarmeer beseitigt. Allein gewichtige Momente deuten darauf hin, daß in dem Polarmeer doch Land vorhanden sein muß. Es sind mithin auch noch Entdeckungen nach dieser Richtung hin möglich, dies beweist u. a. Sverdrups letzte Expedition nach Ellesmere-Land. Viel mehr als im Norden ist bezüglich unserer geographischen Kenntnis in der Antarktis zu leisten. Zwar ist die hier bestehende gigantische Eismauer in unserer Vorstellung räumlich zusammengeschmolzen. Stellenweise konnte sie von kühnen Forschern durchbrochen werden. Aber was sie endgültig hinter sich birgt: ob eine große zusammenhängende Landmasse oder ob übergletscherte Inselgruppen den Kern bilden, das ist vorläufig noch unentschieden.

Ist nun eine solche geographische Aufgabe gelöst, dann sehen geologische Probleme ein. In der Arktis konnten die seither bekannten Inseln und Inselgruppen als Fortsetzungen der benachbarten Festländer erkannt werden. Der geologische Aufbau, dann aber auch Flora und Fauna gaben zu dieser Erkenntnis untrügliche Beweise. Und darauf nun bauen sich die Schlüsse bezüglich der erdgeschichtlichen Vergangenheit. Vor eine ganz besondere Aufgabe ist die Forschung wieder in der Antarktis durch das Auffinden teils erloschener, teils noch tätiger Vulkanen gestellt worden. Für die Erdgeschichte wesentlich ist ferner die Lösung der Frage, ob zu den Übereinstimmungen und Unähnlichkeiten der Tertiarzeit Australiens und Südamerikas die verbindende Brücke in der Antarktis zu suchen ist.

Bekannte Formen von Flora und Fauna ermöglichen Schlüsse auf klimatische Verhältnisse. Etwasige Vereinerungen könnten uns in dieser Beziehung eine Anschauung geben von grauer Vorzeit. Aus der Arktis ist solches bereits teilweise geschehen. Hier konnte der Nachweis geführt werden, daß den Polarländern ehemals ein weit wärmeres Klima beschieden war als heute. Diese Erkenntnis hat im Verein mit Forschungen an anderer Orten der Erde wiederum den Nachweis erbracht, daß in zurückliegenden Epochen der Erdgeschichte die Temperatur über den ganzen Erdball eine gleichmäßigere war.

Aber auch den heutigen Formen von Tier- und Pflanzenwelt hat die Polarforschung ein aufmerksames Auge zu leihen. Recht spärlich ist in Sonderheit unser Wissen von der antarktischen Flora. Es ist kaum ein Jahrzehnt verflossen, seit das Vorhandensein einer solchen überhaupt erst nachgewiesen werden konnte.

Untersuchungen über Beziehungen der antarktischen Pflanzenwelt zu der Flora der verschiedenen in höheren südlichen Breiten gelegenen Inselgruppen haben darzulegen, ob es eine spezifische Flora der Südsee gibt, oder ob es sich hier nur um Uebergangsformen handelt, die von Südamerika nach Australien hinüberleiten. Ähnliches gilt hinsichtlich der Tierwelt, wobei wir außerdem noch Aufschlüsse über das Vorhandensein mancher Ähnlichkeiten zwischen der arktischen und antarktischen Fauna zu erwarten haben.

Auch die Geschichte der Menschheit ist bei der Polarforschung lebhaft interessiert. Es gilt klarzulegen, ob die engen Beziehungen zum vorgehischen Menschen, die dem heutigen Polarkolon nachgesagt werden, mehr als einfache Behauptungen sind. Und auch diese Frage wird nicht unberücksichtigt bleiben dürfen, ob in der Antarktis überhaupt menschliches Leben existiert hat.

Für die Erdgeschichte von besonderer Bedeutung sind ferner auch jene imposantesten aller polaren Erscheinungen, die Gletscher, welche in riesigen Dimensionen das Inland bedecken und langsam zum Meere wandern, um von hier aus in der Form gewaltiger Eisberge kühle Gröbe in höhere wärmere Breiten zu senden. Sie werden noch lange das Interesse der Forscher wachhalten und ihnen manchen Aufschluß über die Verhältnisse der sogenannten Eiszeit verschaffen. In unseren von der Eiszeit einst heimgejudeten Breiten sind die Gletscher verschwunden, in den Polargebieten sind sie aber noch in ihrer ganzen Urvüchsigkeit anzutreffen. Dem äußeren Ansehen nach zeigen die Gletscher in Arktis und Antarktis manche Übereinstimmung, ihrer inneren Natur nach sind sie jedoch grundverschieden, da trodenes Landklima im Norden und feuchtes maritimes Klima im Süden bei der Bildung der Gletscher hier und dort von unterschiedlicher Wirkung ist.

Auch über die Gestalt unserer Erde kann uns die Polarforschung noch unerwartete Aufschlüsse bringen. So scheint z. B. nach neueren Messungen in Grönland und Spitzbergen die Abplattung am nördlichen Pol geringer zu sein als bisher allgemein angenommen wurde. Für den Südpol erwarten wir sichere Nachweise über den Grad der Abplattung erst von den Veröffentlichungen der jüngsten Südpolarexpeditionen. Die Pendelbeobachtungen werden für die Folge weitere Aufklärungen nach dieser Richtung hin geben müssen.

Dazu treten noch andere physikalische Beobachtungen, von denen namentlich die erdmagnetischen und meteorologischen zu nennen sind. Um möglichst hohen Wert zu erlangen, müssen diese an möglichst verschiedenen Orten und zwar auf längere Zeit hinaus ange stellt werden. Am ihrerwillen sind die internationalen Polarstationen entstanden, die erstmals in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in der Arktis besetzt wurden und die für die Antarktis auch bei den letzten Südpolarexpeditionen, darunter auch die deutsche, vereinbart waren.

Jede Bereicherung unseres Wissens von der ungleichmäßigen Verteilung der erdmagnetischen Kräfte muß der Schiffahrt zugute kommen. Am lückenhaftesten sind unsere Kenntnisse hierüber in der Antarktis, doch steht wohl zu erwarten, daß diese Lücken durch die Ergebnisse der neuesten Südpolarexpeditionen wesentlich eingeeignet werden.

In engster Wechselbeziehung zum Erdmagnetismus stehen die Polarlichter, und diese sind wiederum maßgebend bei der Gestaltung der Witterung. Jegendwelche Aufklärung auf dem einen dieser Gebiete kann gleichzeitig einen Fortschritt in der Erkenntnis des anderen bedeuten.

Den meteorologischen Beobachtungen hat sich die Erforschung der Meeresströmungen anzuschließen, und endlich muß das Meer selbst hinsichtlich seiner Zusammensetzung, seiner Temperaturen den Forscher zu regensicher Arbeit laden. Nicht die kleinste Er-

scheinung darf für die Wissenschaft unwesentlich erscheinen, denn alles Große baut sich aus Kleinerem erst zusammen.

Wenn wir uns so in flüchtiger Uebersicht auch nur die größeren Probleme vergegenwärtigen, deren Lösung die Aufgabe der Polarforschung sein muß, dann erkennen wir, daß der Zweck dieser Unternehmungen ein sehr wichtiger ist und daß als Ziel einer Polarreise durchaus nicht der Pol gesteckt zu sein braucht. Wer nur nach diesem strebt und alle auf dem Wege bis dahin liegenden Aufgaben unberücksichtigt läßt, der allerdings betreibt die Polar-expedition nur als Sport. Die Forschung aber hat mit diesem nichts gemein, für sie bedeutet der Pol nichts mehr oder doch kaum etwas mehr als jeder andere seither unbekannt Punkt in den polaren Regionen.

Herm. Krafft.

Kleines feuilleton.

Theater.

Schiller-Theater O.: Perrichon's Reise. Schwant von Eugène Labiche und Edouard Martin. In dem Stammbaum der Pariser Schwandichter ist der Name Labiche der berühmteste. Er löste Scibe, der im Vaudeville, der Grundform des späteren Schwanttypus, wie in der feineren Komödie unter der Restauration und dem Juli-Königtum die französischen Bühnen beherrschte, in der Gunst der großen Massen ab. Labiche ist ein viel begrenzteres aber auf dem Spezialgebiet burlesker Erfindung und Charakteristik um so stärkeres Talent von überraschender, wenn auch hinter dem Scibeschen Metord noch immer weit zurückstehender Produktivität. In der dramatischen Statistik figuriert Labiche mit mehr als hundertfünfzig selbständig und in Kompagnie geschriebenen Stücken, etwa der halben Anzahl, die auf das Konto Scibes zu buchen ist.

Am Ende seiner Laufbahn stieg er, der sich selber wohl immer nur für einen amüsanten Lustigmacher gehalten, in der literarischen Schätzung. Er wurde Mitglied der französischen Akademie, und Emile Augier, dessen erste Sittenkomödien mit denen des jüngeren Dumas damals als Muster rückichtslos und kühnen Naturalismus galten, hat in der Vorrede zu Labiches gesammelten Werken die Beobachtungsprobe und Kunst schlagkräftiger Charakteristik, die darin stecke, hoch gepriesen. „Die Reise des Herrn Perrichon“ übertrifft in dieser Hinsicht jedes andere Lustspiel des Zeitalters.

Trotz solchen Ruhmes, trotz des ungewöhnlichen Erfolges, den das Stück in den sechziger Jahren hatte, brachten es im Schiller-Theater die Szenen bei gutem Spiel dennoch zu keiner sonderlichen Wirkung. Die einzelnen Pointen wurden viel belacht, aber der Weisfall blieb auffallend hinter dem gewohnten Maß zurück. So psychologisch treffend und fein ironisch der Grundgedanke, die Durchführung erscheint dem heutigen Geschmack zu gradlinig. Es ist in dieser Art des Wiederholens und Unterstreichens, dieser methodischen Absichtlichkeit etwas, das an den Stil Molièrescher Komödien erinnert. Die Komik der Situationen wird dadurch, daß man den Leitfaden, den der logisch rasonnierende Verstand dem empfindsamen Witze an die Hand gibt, allzu rasch und allzu deutlich merkt, zu einem Teil der Reiz des Ueberraschenden genommen und eine Art von Ungebuld erzeugt, wie wenn im Vortrage eines lustigen Liedes die Aufeinanderfolge der Strophen zu oft durch den Refrain Unterbrechungen erleidet. Den Trampf des Ganzen hat Labiche schon in dem zweiten Akte ausgespielt. Der löstliche Herr Perrichon, ein beleibter Pariser Philister, in dessen erdschwerem Körper eine feurige von unersättlichem Verdurfnis der Renommage bewegte Seele wohnt, ist Kampfsobjekt, um das zwei junge Leute, die Freier seiner Tochter, auf der Reise streiten. Der eine meint die Kunst des Braven schon gewonnen zu haben, als er bei einem Vergabstürze Perrichons ihm das Leben rettet; während der zweite, der raffiniertere, den Spieß umdreht, in eine ungefährliche Gleitspalte springt und in dieser Situation dem eben erst Geretteten Gelegenheit gibt, sich selbst als „Lebensretter“ zu betätigen. Die Rechnung stimmt aufs Beste. Der Herr, der ihm diesen, sein Selbstgefühl gewaltig steigenden Genuß verschaffte, den Zeugen seiner hochherzigen Tat, schließt Perrichon mit Zurückst in sein Herz, macht ihn zum Lieblingsgegenstand seines Renommierens, wohingegen ihm der andere immer unausstehlicher erscheint. Der Gegensatz in der Art, wie man Wohlthaten, die man selbst erwiesen zu haben glaubt, und solche, die einem erwiesen wurden, grundverschieden wertet, ist hier bereits so scharf epigrammatisch herausgearbeitet, daß die später hinzukommenden Variationen des Themas die Komik des Kontrastes nicht mehr steigern können. Herr Turner war von sprudelndem Humor in der tragenden Rolle.

Aus dem Pflanzenleben.

Pflanzen als Wetterpropheten. Viele Pflanzen sind außerordentlich feuchtigkeitsempfindlich, just wie ein Hygroscop (Feuchtigkeitsmesser) und zeigen die Luftfeuchtigkeit auf ihre Weise an. Da mit der Luftfeuchtigkeit die Möglichkeit der Regennähe zunimmt, lassen sich diese Pflanzen als Wetterpropheten benutzen. Sehr empfindlich sind die Blüten. Krokus bleibt geschlossen, wenn nicht die prächtigste Sonne scheint. Die Tulpen- und Tabakblüten schließen sich, sobald Regen im Anzuge ist. Die Nopfastanien breiten bei schönem Wetter ihre Blätter wie die Finger einer Hand aus;

ist Regen im Anzuge, so senken sich die Blätter wie die Finger, wenn man eine Priese nimmt. Bei der Robinie, bei uns fälschlich Alazie genannt, klappen die Blättchen zusammen, Ozalis (Sauerkele) senkt sie nieder, sobald die Luftfeuchtigkeit groß genug ist, um Regen zu ermöglichen. Die Blüten schließen sich, um den Blütenstaub vor Käse zu schützen. Die Blätter ändern ihre Lage, um nicht auf der Breitseite von den Regentropfen getroffen und beschädigt zu werden. Beim Löwenzahn (*Taraxacum officinale*) lindern die Schirme der Samen die Nähe des Regens an: sie legen sich zusammen, sonst würden sie durch einen Regentropfen beschwert werden und ihre Flugfähigkeit verlieren. Ebenso hygroskopisch (feuchtigkeitsempfindlich) sind die Samen des Storchschnabels. Man kann sich aus ihnen einen regelrechten Feuchtigkeitsmesser herstellen. Man zieht einen Halbkreis auf ein Zigarrenbreitchen und steckt das Samentorn in den Mittelpunkt, so daß die lange Grane wie ein Uhrzeiger über den Halbkreis reicht. Nun macht man bei schönem Wetter einen Strich, bei regnerischem ebenfalls, und zwar dahin, wohin gerade der Zeiger deutet, merkt sich die Einzelheiten und kann dann je nach der Richtung der Samen-grane sich das Wetter deuten. Die Zahl der Pflanzen, die durch Lageveränderung ihrer Blätter, durch Öffnen und Schließen der Blüten oder durch Schutzvorrichtungen und Bewegungen der Samen den nahenden Regen ankünden, ist Legion. Wer ein wenig Beobachtungsgabe besitzt, wird selbst genug Wetterpropheten unter den Pflanzen finden!

Technisches.

— **Elektrisches Fieberthermometer.** Auf der 77. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Stuttgart berichtete Burger über ein elektrisches Widerstandsthermometer, welches auch zur Registrierung von Fiebertemperaturen verwendet werden kann. Das Thermometer beruht auf der Erscheinung, daß ein Leiter mit der Temperatur seinen Widerstand ändert. Diese Aenderung des Widerstandes wird durch ein Instrument gemessen, dessen Skala so empfindlich gemacht werden kann, daß einen Jehntel Grad ein Millimeter Ausschlag entspricht. Ein dünner Platindraht oder ein Platinband wird auf einer Kupferplatte aufgewickelt und mit einer dünnen Silberkapsel umgeben. Diese Kapsel wird in die Achselhöhle des Fiebernden gelegt und ist durch ein dünnes Doppel-label mit dem Meßinstrument verbunden. Sollen die Temperaturschwankungen registriert werden, so trägt der Zeiger des Instruments einen Silberstift, der sich unterhalb der Skala befindet. Von Zeit zu Zeit wird durch ein Uhrwerk die Skala nach unten bewegt. Der Silberstift markiert dann auf der Skala die jeweilige Temperatur. Mit diesem Instrument wird ein alter Wunsch der Aerzte erfüllt.

Notizen.

— Im Deutschen Theater gelangt am Sonnabend durch das Reinhard-Bernauer Ensemble „Der Jongleur“, Posse in vier Bildern von Emil Pohl, zum ersten Male zur Aufführung.

— Die deutsche Einheits-Stenographie. In Ausführung des Reichstagsbeschlusses auf Vereinheitlichung der deutschen Stenographie eruchte der Staatssekretär des Innern die Bundesregierungen, ein Gutachten von den stenographischen Bureaus der größeren parlamentarischen Körperschaften einzufordern. Nach der Prüfung der eingegangenen Vorschläge soll eine Konferenz im Reichsamt des Innern einberufen werden.

— Der etikettierte Rhein. In Koblenz tagte der „Rheinische Verkehrsverein“ und faßte den folgenden Beschluß: „Die am Rhein gelegenen Ortschaften sollen beantragt werden, am Ufer Tafeln mit ihren Namen aufzustellen, damit die Vorüberfahrenden ohne Mühe zu erkennen vermögen, welchen Ort sie vor sich haben.“

Dazu bemerkt der „Kunstwart“: Wir bitten dringend: nur ja recht deutlich! Der Rhein ist breit und die Schiffe fahren ja auch in der Dämmerung und bei Nebel: vier Meter hoch müssen die Buchstaben mindestens werden, wenn man sie aus der Ferne gut lesen soll. Und recht schön schwarz auf knallweiß! Abends müßte man sie während der „Caïson“ beleuchten. Aber es müßten sich auch die etwas abgelegenen Ortschaften und je größer etikettieren, je weiter sie auf den rheinfahrenden Fremdling zu schreiben hätten. Ferner versteht sich's von selbst, daß die sonstigen Sehenswürdigkeiten nicht zurückbleiben. Wie wird die Pfalz und der Mäuseturm gewinnen, wenn man erst hübsch deutlich dran lesen kann: „Pfalz“ und „Mäuseturm“, wie nett wird es sein, wenn man am Loreleifelsen nicht mehr zweifeln kann, ob es auch der richtige ist, und wenn man an all den Mitterburgen rechts und links wie an Affenkäfigen mit Namensschildern vorbeifährt. Gar nicht zu sagen, wie das der Rheinpoesie aufhelfen und wie es die Reisenden anlocken wird!

— 28 Kilometer über dem Erdboden. Wie die internationale Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt mitteilt, hat ein unbemannter Straßburger Registrierballon am 3. August 1905 mit fast 28 Kilometer die größte Höhe über dem Erdboden erreicht, bis zu der jemals ein Gebild aus Menschenhand emporgestiegen ist. Vorher war, am 4. Dezember 1902, ein ähnlicher Ballon bis zu 22 1/2 Kilometer Höhe vorgebrungen. Die Temperatur, die der Straßburger Ballon in 15 Kilometer Höhe antraf, war — 62,7° C., darüber hinaus begann sie langsam zu steigen und erreichte schließlich — 40°. Das vor einigen Jahren entdeckte Vorhandensein einer wärmeren Luftströmung in einer Höhe von etwa 13 Kilometer und darüber hat sich demnach wiederum bestätigt.